

(Nachdruck verboten.)

8) Der Arbeiter Schewyrjoff.

Revolutionsgeschichte von M. Artzibaschew.

Madjew sang etwas vor sich hin, gähnte darauf und klopfte dann bei Schewyrjoff an.

„Nachbar, sind Sie zu Hause?“ rief er laut. Er langweilte sich augenscheinlich und wollte mit jemand sprechen.

Schewyrjoff schwieg.

Madjew wartete ließ dann wieder sein lautes Gähnen hören und raschelte mit Papieren. Es blieb lange still. In der Küche hörte man das blecherne Klirren der Samowar-röhre und das Kieseln des Wassers; es begann nach glimmenden Holzspähnen zu riechen.

Die Greisin war ebenfalls hinter dem Vorhang hervorgetreten und sah sich scheu nach dem Zimmer des Lehrers um. Von dort aus schien sich stumme, schwer lastende Verzweiflung auszubreiten und die ganze Wohnung anzufüllen. Wahrscheinlich fühlte auch Madjew etwas derartiges; denn er bewegte sich unruhig hin und her, stand mehreremal auf und senkte anscheinend. Etwas schob sich durch die Luft und bedrückte alle. Die Alte kroch nach der Küche, klapperte mit den Tassen und brachte Teegeschirr in Madjews Zimmer.

„Wozu bemühen Sie sich, Marja Fedossjewna?“ fragte Madjew freundlich aber faul hin.

„Warum denn nicht, Ssergej Zwanowitsch, ich bin Ihnen stets zu Diensten, wie sollten Sie das selber machen,“ erwiderte die Greisin eilig, ein wenig singend. Sie blieb an der Tür des Zimmers stehen und sah Madjew mit winzigen einschmeichelnden Blicken an.

„Was ist denn los?“ fragte Madjew, der verstand, daß sie etwas erzählen wollte; er gähnte laut.

Die Alte kam sofort näher und flüsterte kaum vernehmlich:

„Unsern Lehrer hat man doch aus dem Dienst gejagt . . .“

Sie sprach säuseln, aber gleichzeitig fast mit einer gewissen Freude. Sagte es und erstarrte, Madjew erschrocken anblickend.

„Was sagen Sie! Und warum?“ fragte er teilnahmsvoll.

Die Greisin kam näher:

„Ist gegen den Borgehsten grob geworden . . . der Borgehste machte so ein paar Redensarten und er — statt demütig zu sein, ist grob geworden . . .“

„Ah . . . schade!“ meinte Madjew ärgerlich. „Was sollen sie jetzt anfangen? sie haben ja gar nichts — geradezu!“

„Stimmt, Ssergej Zwanowitsch, affurat gar nichts!“ sie nickte erfreut mit dem runzligen alten Köpfschen.

„Mir hat Massimowa gestern erst geklagt, sie haben ihr für zwei Monate keine Miete bezahlt . . .“ meinte Madjew nachdenklich.

„Keine Miete bezahlt, keine Miete . . .“

„Eine schlimme Geschichte!“ seufzte Madjew, „gehen vollständig zugrunde.“

„Werden schon zugrunde gehen, Ssergej Zwanowitsch, werden schon zugrunde gehen . . . wie denn nicht zugrunde gehen . . .? Er hätte sich vorsehen sollen, ruhig bleiben, man hätte vielleicht verziehen . . . Gott wollte es . . . Die aber . . . sind stolz; sagen noch . . . — wir sind edel . . . Damit fliegt man raus . . .! Er hätte seinen Büdling machen sollen . . .“

„Wie kann einer Büdlinge machen, wenn er ins Gesicht hinein beschimpft wird?“ meinte Madjew ärgerlich, während er offenbar über etwas nachdachte.

„O, Väterchen! Kleine Leute . . . was heißt da beleidigen . . . Man muß es aushalten. Alles wäre gut . . . Wäre alles beim alten geblieben . . . Es geht doch nicht . . .“

„Man kann nicht alles aushalten . . .“

„Man kann schon, Väterchen, immer kann man . . . Kleine Leute müssen alles dulden. Ich war, als ich jung war, Zimmermädchen bei den Grafen Araksin . . . Die Grafen Araksins kennen Sie gewiß?“

„Mag sie der Teufel kennen!“

Die Greisin erschrak; sie wurde fast beleidigt.

„Wieso der Teufel . . . Der Graf selber sitzt im Senat, allein an Häusern hat er in Moskau und Piter*) ein paar . . .“

„Na also . . . was weiter? Ios?“

„Nun, da war beim älteren gnädigen Fräulein ein Armband verschwunden . . . hatten mich im Verdacht. Der Graf wurde zornig, einen Charakter hatten sie, einen bestigen, dreimal haben sie mich ins Gesicht gehauen, zwei Zähne ausgebrochen . . . Ein anderer wäre vielleicht zum Gericht gelaufen, ich habe es ertragen, — und was denken Sie bloß, Ssergej Zwanowitsch? Das Armband hatten der Herr Bruder, der Graf Nikolai Ignatjewitsch genommen . . . hatten tüchtig gebummelt und nahmen das Armband. Und als alles klar wurde, da gab mir der Graf selber hundert Rubel . . .“

Die Alte verschluckte sich beinahe vor Entzücken, und ihr ganz verrunzeltes Gesicht zerfloß in einem triumphierenden Lächeln.

„Hätte ich es damals nicht ertragen, vom Grafen hätte ich nichts bekommen . . . Zeugen gab es außer Zwan Fedossjeitsch, er war damals Lakai bei ihnen, keine. Zwan Fedossjeitsch aber, der konnte doch gegen den Grafen selber nichts aussagen . . .“

„Warum denn nicht?“ fragte Madjew ärgerlich.

„Aber ich bitte Sie, wie gegen den Grafen?“

„Manu, Sie sagten, er war Ihr Bräutigam?“

„Nu, was schon, Bräutigam? . . .“ Die Alte war sehr erstaunt. „Mein Bräutigam war er, aber gegen solche Aristokraten auftreten, wo ging das an? Er ist nur gering. Und ich dachte, besser — ich halt's aus. — Und — ich hatte recht . . .“

„Fuui!“ Madjew spie zornig aus und wandte sich ab. Die Alte sah ihn verdutzt an, und aus ihren winzigen Neuglein quollen sofort Tränen des Schreckens hervor.

Da brachte der Greis, sich seitwärts durch die Tür schiebend, den Samowar herein. Nachdem er ihn auf den Tisch gestellt hatte, schaute er sich ängstlich nach seiner Frau um, sah den abgewendeten Madjew und zupfte die Frau am Ärmel.

Die Alte sah sich erschrocken nach ihm um. Die Mienen der beiden nahmen den Ausdruck völliger Ergebenheit an, und einer hinter dem andern schlürften sie in den Korridor, von wo dann gleich wieder ihr abgebrochenes eiliges Geflüster hinter dem Vorhang hervortönte.

Madjew hatte sich Tee eingegossen und sich gerade zum Trinken hingesezt, als es im Korridor läutete.

„Ist Madjew zu Hause?“ fragte eine kurze Männerstimme.

„Zu Hause, gnädiger Herr, ist's gefällig . . .“, antwortete hastig der Greis, der die Tür geöffnet hatte.

Stürmische Schritte dröhnten, es wurde gegen Madjews Tür gepocht.

„Herein!“ rief der.

Ins Zimmer trat ein kleines schwarzes Männchen mit einem Habichtgesicht und runden Brillengläsern, die fast schreckhaft anmuteten.

„Ah!“ rief Madjew gedehnt, aus seiner Stimme war zu hören, daß er über den Besuch nicht sehr erfreut, eher verstimmt war.

„Guten Tag.“

„Guten Tag . . . wollen Sie Tee?“

„Was Tee — hol's der Teufel!“ erwiderte das Männchen böse.

Er legte behutsam den Ueberzieher ab und nahm einen stark in Papier gehüllten und mit Bindfaden verschmürten Gegenstand heraus.

„Warum das?“ fragte Madjew unfreundlich.

Das Männchen legte den Gegenstand auf den Tisch zurecht und umstellte ihn sorgfältig mit Büchern, damit er nicht auf den Boden falle. Madjew sah unruhig zu.

„Ganz einfach . . . sie haben mich beinahe am Kragen gehabt . . . bin mit schwerer Mühe weggekommen. Mag der Teufel einen Ort für so was suchen! Hab's zu Ihnen mitgebracht, verstehen Sie . . . und dies auch . . .“ Er griff

*) Piter = Volksausdruck für Peterburg.

stürmisch in die Tasche, holte ein Paket hervor und legte es ebenfalls auf den Tisch. „Morgen hol ich's ab . . .“

„Madjew schwieg.“
 „Der Herr scheinen ungehalten zu sein?“ sagte das Männchen ungezwungen und ein wenig verächtlich. „Diese kleine Gefälligkeit können Sie doch wirklich tun. Wo Sie jetzt in Sicherheit sind.“

Madjew erhob sich und wanderte mit widerstreitenden Empfindungen in den Mienen durch das Zimmer.

„Sie sind allerdings jetzt ein Leisetreter, Idealist, beinahe ein Tolstojaner geworden!“ Der Mensch mit dem Habichtsgesicht schüttelte seine Worte wie aus einem Sack heraus, ohne einen Augenblick ruhig zu bleiben.

„Sie bemühen sich vergeblich, mich zu verlezen, Viktor,“ erwiderte Madjew mit dem wuchtigen Groll des Bedauerns, „dies hier nehme ich — natürlich . . . bis morgen . . . aber Sie müssen verstehen . . .“

„Sie nehmen's?“ fragte das Männchen rasch — „das ist das wichtigste, das übrige ist Ihre Sache, und herumzanken wollen wir uns nicht.“

„Doch, wir werden uns einmal auseinanderlegen!“ erwidert: Madjew fest und wurde über und über rot. Seine Augen blitzten auf.

„Wozu?“ meinte der andere mit geheucheltem Gleichmut und wandte sich wie gelangweilt ab.

„Gerade deshalb,“ sagte Madjew ärgerlich, „weil wir so viele Jahre Freunde waren und nun . . .“

„O, lassen Sie . . . lohnt es sich denn, sich an solche Kleinigkeiten zu erinnern?“

Madjew, immer mehr von qualender Röte überzogen, atmete schwer und zornig.

„Vielleicht sind es für Sie Kleinigkeiten . . . obgleich ich es nicht glaube . . . meinerwegen brüßen Sie sich damit . . . Für mich sind das keine Kleinigkeiten, und ich will, daß Sie mich wenigstens einmal verstehen . . . Werden wir uns klar . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der heilige Tag im Leben des Kanzlisten Jan Kant Schelafikowski.

Von A. Nowaczynski.

Autorisierte Uebersetzung von Stefania Goldenring.

Bei der bloßen Erinnerung an jene Momente und Augenblicke treten einem ehrlichen Menschen die Tränen in die Augen. Solche Dinge erlebt man nur einmal, meine Herrschaften, es würde sonst nicht langen. Einmal im Leben erfährt's selbst der elendste Mensch. Dann kommt wieder das ewige Einerlei. Aber man träumt von solchem Glück am Morgen, man sinnt am Tage darüber nach, man legt sich mit diesem Glück in den Sarg und stirbt.

Hoi! Hoi! Viele Jahre sind vergangen, seitdem all dies sich ereignete, viele werden wieder vergehen, bevor sich so etwas wiederholt, zu meinen Lebzeiten sicher nicht mehr, — wie so denn auch? Die höchst erlauchtesten Herrschaften, — nach Gott die ersten im Volke — kamen nach unserem Schwerrypin, mit Verlaub zu sagen, einem stinkenden Loch.

Die Starostei stand damals noch an der alten Stelle, der Geistliche Mondel lebte sein vergnügtes Dasein, aber zu sehen gab's nichts. Nicht einmal eine Konditorei war im Ort. Die Feuerwehr war soeben begründet, die Fahne hatten die Bindelschen Töchter gestiftet, von denen die eine später den Konzipienten heiratete, den Namen weiß ich nicht mehr. Die zweite, Andja, litt und starb an ewigem Zahnweh. Eines Tages stehen wir vor dem Gerichtsgebäude und reden ganz gewöhnlich über alltägliche Dinge, besonders über den Unfall der Frau Veterinärin, die aus Uebermut und Luxus, weil sie als reiches Mädchen den Veterinär Kloy geheiratet hatte, sich ein sogenanntes Bicycle anschaffte und auf diesem bis zum sechsten Monat Kühe und Hunde überfuhr. Wir stehen also da und besprechen diesen Fall: ich, der Herr Gefängnisverwalter und der Schuhmachermeister Ambrosius, der sich voriges Jahr aufhängte (als er zum zweiten Male von seiner Frau ein Zwillingsspar belam) und beraten, als plötzlich — ich weiß es noch, als wäre es heute — der Herr Substitut Schmoderle mit dem Herrn Adjunkt Zwietschel aus dem Tor herauskommen. Herr Zwietschel versetzte mir, wie gewöhnlich, im Vorübergehen einen intelligenten Klaps auf die Schulter und brüllte mir etwas ins Ohr, so heftig, daß mir übel wurde — ich war damals Rekonvaleszent nach einer Nierenentzündung — und ich mich an die Mauer des Gerichtsgebäudes anlehnen mußte.

Nachdem ich mich erholt hatte, blickte ich umher, aber niemand war mehr um mich, alles war vor Jubel auseinandergerstoben, und es dröhnte und stöhnte mir in den Ohren und im Kopfe von der unsagbaren Kunde: der allerhöchste Kaiser kommt! Der allerhöchste Kaiser kommt nach deiner Stadt, Schelafikowski! Besinne dich, Mensch, so lange noch Zeit ist, denn es naht der Tag, an dem du mit lebendigen Augen jene königliche Majestät schauen wirst, die im Verhandlungsaal und bei dem Herrn Präsidenten im goldenen Rahmen hängt und auf jedem Gulden und in jedem Urteil prangt und über das ganze heilige Land herrscht. Und ich besann mich, wie es sich für einen Munizipalbeamten ziemt, ging schnellen Schrittes zu meiner Familie und teile ihr aus der Ferne mit, das Wort sei zu Fleisch geworden, die göttliche Barmherzigkeit kenne keine Grenzen. Ich wußte nur nicht, wie ich auftreten solle, als Ehren- und Würdenperson, d. h. als Präsident der Rosenkranz-Brüderschaft und des Vereins gegen den plötzlichen und unerbittlichen Tod“ oder als Kanzlist des K. K. Kreisgerichts in Schwerrypin.

Ich hatte noch viel Zeit, mich für das eine oder andere zu entschließen. Schwerrypin traf indessen die zum würdigen Empfang notwendigen Vorbereitungen. Zu allererst wurde das Loch im Dach des Magistratsgebäudes geflickt, durch das bei Regenwetter das Wasser bis in den Beratungsaal durchsickerete. Dann wurde das Kirchendach rot angestrichen, am Turm wurde eine riesige schwarz-gelbe Fahne angebracht; um aber den Herrn Notar Dzikewitsch nicht zu beleidigen, der den Aufstand mitgemacht hatte und später Bizebürgermeister wurde, beschloß man, eine zweite rot-weiße Fahne anzubringen. Sodann wurde ein kleiner, der Gemeinde gehöriger Hain ausgerodet, die jungen Bäumchen wurden am Gleise entlang eingepflanzt, — das war unübertrefflich schön. Auf Grund einer Verfügung wurden aus allen Fenstern und überhaupt aus allen Öffnungen der am Gleise gelegenen Häuser verjuchweise Teppiche, Tisch- und Bettdecken und die schönsten Kissen ausgehängt. In allen Häusern wurde die Wäsche gewaschen, die Fußböden gesäubert, das Parquet gebohnt, ein neuer Docht in die Lampen eingezogen. Des Abends ertönte laut und weit der Gesang der Kinder, die auf dem Hofe der Normalsschule die Kaiserhymne einübten unter der Leitung des Herrn Organisten und der geprüften Hebamme, Frau Niwoiva, die früher einistal Theaterchoristin war und ein großes Gehalt bezog und nur wegen ihres Halsleidens den Hebammenberuf in Schwerrypin ergriff. Mit größtem Glanz und amtlicher Sorgfalt statteten die städtischen Behörden den Bahnhofsperron aus, der durch den 10 Minuten und 50 Sekunden währenden Aufenthalt des erlauchtesten Juges der allerhöchsten Majestät zur geweihten Stätte werden sollte. Die Vorbereitungen wurden schnell beendet. Endlich nahte der ersehnte Tag. So lange die Stadt steht, sah sie nicht so viele Fahnen, so viele Lichter und Teppiche. Die ältesten Leute wissen sich nicht solcher Triumphore zu erinnern, wie sie der Herr Revisor Bentschowski mit den Soldaten und Herrn Biernikarski erbaute, der sich auf solche Dinge, wie Feuerwerk, Liebhabertheater und dergleichen mehr verstand; um so mehr auf Transparentinschriften auf rosa und grünem Papier: „Gott helfe!“, „Gott schütze!“, „Vivat et crescat!“ „Viribus unitis!“ oder: „Tu felix Austria nubo!“, diese wurden aber unausgeseht von den Straßenjungen beschädigt, die mit Steinen danach warfen, im Dunkeln die Papierstreifen abrisßen und frech und ausgelassen des feierlichen Ernstes der älteren Leute spotteten, die sich der hohen Verantwortlichkeit vor den allerhöchsten Gästen bewußt waren.

Am vorletzten Tage, als schon alle Vorbereitungen beendet waren, und der Regen, der während der ganzen Nacht herabfiel, alles tüchtig durchnäßt hatte, faßte der Magistrat und der Gemeinderat in einer außergewöhnlichen Sitzung einen Beschluß, wonach die alte Frau Kitzlerfreund und deren fünf Töchter für die Zeit des großen Festes in das in einem Birkenhain versteckt gelegene Vorwerk hinausbefördert werden sollten. Umsomehr als die Mädchen drohten, sich auf den geheiligten Perron zu drängen und die ganze Nacht hindurch, unter Abwehr der Gäste und Verabstammung ihrer Pflicht und Arbeit, einen Riesenstrauch wanden, den die schönste von ihnen, genannt die weiße Sara, der Kaiserlichen Majestät überreichen wollte.

Der einmütige Beschluß der Schwerrypiner Behörden traf auf unerhörten Widerstand der Mädchen, die ihre Untertansgefühle und ihr vollkommenes Vertrauen für die gegenwärtig lieblich herrschende Regierung kundgeben wollten. Es bedurfte der Intervention der ganzen Polizeikompanie, der Feuerwehr und der Hilfe der Gerichtsdienner, um die schluchzenden, sich das Haar rausenden und mit allen Kräften sich sträubenden Mädchen auf den großen Wagen der städtischen Schlächtereier unterzubringen und in die Vorstadt zu befördern. Das übernahmen mit großer Verantwortlichkeit und Ruhm die beiden Söhne des Herrn Starosten: Artur und Georg, die während der ganzen dem großen Tag vorausgehenden Nacht bei den revoltierenden Personen wachten, die naturgemäß von dem Gulbigungsrecht ausgeschlossen waren.

Die Nacht ging dahin. Nach der Nacht sollte der Tag kommen! Die Stadtbewohner schliefen wenig, aus Angst, zu verschlafen oder sich zu verspäten. Da der erlauchte Zug um 8 Uhr in Schwerrypin eintreffen sollte, mußten laut Verfügung des Herrn Starosten alle Behörden und Innungen, wie auch Schulen, Vereine, der Kirchendorf und die ganze jüdische Gemeinde pünktlich um 6 Uhr auf dem Perron bereisestehen und schweigend abwarten, was geschehen würde.

Auch ich schlief nicht. Nach langen Beratungen mit meiner Alten beschloß ich, als Präsident der Vereine zu erscheinen, da ich einen

Fradauzug besah, ein Erbkind des ersten Mannes meiner Alten, der viele Jahre Kellner war, bis er sich mit verdorbenem Hammelfleisch und Kohl den Magen überlud und daran starb. Die Alte wusch mir ein schönes rosa Hemd mit grauen Tupfen aus; als alter Feldwebel bekam ich die Erlaubnis, auf dem geheiligten Perron mit der Deputation beider Vereine zu erscheinen. Ich bekam einen Platz zwischen den Veteranen von Sadowa und der Normalsschule, hauptsächlich wegen meiner Rettungsmedaille für die Errettung der ertrinkenden Frau eines Obersten.

Ein heller, freundlicher Tag erglänzte am Himmel, als über den Weg zum allerhöchsten Perron Menschenmengen strömten und Wagen, die Feuerwehr mit drei Tonnen, jüdische Musikanten und frisch gewaschene Bauern dahinfuhren. Das Gedränge am geweihten Perron wurde immer größer. Um sechs Uhr früh war die Bürgerchaft bereits versammelt und wartete. Da die seit verschiedenen Jahrzehnten nicht mehr gebrauchten Fradauzüge und andere Uniformen einen Gestank von Naphthalin und verschiedenen anderen Kräutern verbreiteten, zündete einer der Provvisoren kleine Räucherkerzen an, damit die nahebede Majestät den störenden Geruch nicht bemerke. Bald verbreitete sich angenehmer Weihrauch ringsumher. Gegen 7 Uhr kam auch der Herr Starost mit seiner Gattin und deren Jugendfreund, dem Rittmeister der Ulanen. Er musterte die ganze Versammlung, deren stramme Haltung ihn befriedigte, nur den Herrn Provvisor schalt er wegen der Räucherkerzen, von denen so viele verbrannt wurden, daß große Wolken unter die Versammelten und über das Perrondach emporstiegen. Da nur noch eine halbe Stunde bis zum Eintreffen des Zuges des Allerhöchsten fehlte und die Signale bereits gemeldet hatten, daß der Zug die Station Klein-Leibchen verlassen hatte, und die Frau des Stationsvorstehers vor Schreck ganz und gar ohnmächtig wurde, ließ der Herr Starost sehr ärgerlich alle Türen des Stationsgebäudes öffnen, damit der Geruch sich verziehe. Den Herrn Provvisor schalt er in Anwesenheit einiger Gerichtsräte, des Bürgermeisters und des Lehrkörpers einen Verrückten und einen Dummkopf.

Der Zug sollte in einer Viertelstunde eintreffen, alle Gloden läuteten mächtig, der Schweiß rann uns feierlich versammelten vom Gesicht und vom Hals, man sah nichts als weiße, rote und blaue Taschentücher, mit denen sich alle die Köpfe und die kalten Platten feuchend abwischten. Endlich begann auch das kleine Stationsglöckchen zu zittern, von weitem erschollen lärmende Rufe: er kommt, er kommt!

Da begann uns allen das Herz so zu schlagen, und ein solcher Schreden umfing uns, daß viele von uns vom Perron ausreihen wollten, und zwar die sonst sehr Frechen, z. B. der Herr Exekutor Pögle. Manchen schlatterten die Knie, wie z. B. dem Postkontrolleur oder dem Steuerinspektor Schraube, der totenbleich mit den Zähnen klapperte und vor sich hin murmelte: Sei mir gnädig, Christe! Christe, sei mir gnädig!

Da sich am Wäldchen der Rauch aus der erlauchten Lokomotive schon bemerkbar machte, bemächtigte sich aller eine fürchtbare Erregung, und niemand bemerkte, wie der türkische Herr Provvisor aus der Apotheke wiederkam, eine Dose mit neuen Gerüchen in der Hand, sich zwischen die höchsten Beamten der Stadt durchschlangelte und allerlei Neues über die Erde austreute. Nun dröhnte es bereits auf der eisernen Brücke, der Herr Starost sagte nochmals mit vernehmlicher Stimme an, daß auf alle Fragen in strammer Haltung zu antworten sei: Zu Befehl, Majestät. Wer mehr sage, könne seine Stellung verlieren, den geringeren Leuten könne es auch eine Maulschelle einbringen, sobald der erlauchte Zug wieder abgefahren sei. Auch machte sich bereits eine Unordnung bemerkbar, weil die freiwillige Schlächterfeuerwehr, die gern einen Schluck trank, die Bügel loderte, und nun fing das Jubelvolk und das polnische Gefindel an, sich zu drängen. Die vierzehn unberührten Mädchen in weiß, die der allerhöchsten Person einen Strauß von Flieder und Jasmin überreichen sollten, brachen plötzlich in lautes Schluchzen aus, angestrebt von dem Weinen der Direktorstöchter, Fräulein Martha, die der allerhöchsten Majestät die ganze Ballade „Der Graf von Habsburg“ vortragen sollte, ein von ihrem deutschen Lehrer abgeschriebenes Gedicht, — aber vor Angst war ihr alles total entfallen. — Trotz des vom Starosten veranstalteten Durchgangs ließ der Rauch von den verbrannten Räucherkerzen nicht nach, außerdem kam ein neuer, äußerst durchdringlicher, unangenehmer Geruch hinzu, so daß den Leuten übel wurde, und die Damen und die Matronen sich zur Erde zu neigen und zu stöhnen begannen. Die Frau Starostin drängte sich aber mit ihrem Freund, dem Rittmeister, durch und fuhr mit ihm im Galopp nach dem nahen Wäldchen. Unterdessen fuhr der allerhöchste Zug langsam und gemach in das glückliche Gleise ein. Ich stand ganz in der Nähe des Weislichen, ich weiß noch wie heute, er wurde bald bleich, bald purpurrot, und hielt das Taschentuch an die Nase; als er aber die heranabenden hohen Waggons erblickte, nahm er das Taschentuch von der Nase, atmete die Luft tief ein, verschluckte sich und fiel so lang wie er war ohnmächtig in die Arme des Organisten, laut ausrufend: Oremus! Asa foetida! Asa foetida!

Was nachher an jenem Heiligen Tage geschah, weiß ich nicht mehr genau. Würgergebröhl und betäubendes Geläute aller möglichen Gloden; die Kaiserhymne, von der Schwerrypiner Harmonie gesungen, das Getreisch der weißgekleideten Jungfrauen, — und alles drängte nach den Waggons, die in ihren Spiegelwänden ihr Gold strohen ließen. In der geöffneten Tür eines Waggons

zeigte sich ein allerhöchster Minister und stieg aus. Nach ihm ein ganz in rot-gold gekleideter allerhöchster Adjutant. Sie sprachen etwas miteinander, blieben wieder stehen, — man wußte nicht, was geschehen würde. Da ich mich als Desorientierter dreißt bis zu dem Herrn Starosten vordrängte, so war es mir vergönnt, einige Worte der Unterhaltung zu vernehmen. Der Starost sagte leichenblau etwas zu dem ersten der höchsten Statthalter, dieser lehrte ihm den Rücken und brummte naserümpfend: „Unmöglich! Stinkt gräßlich!“ Der zweite General-Statthalter oder Großadjutant mit großer goldener Brille fügte hinzu: „Fürchtbar! Naphthalin und Asa foetida und Armeleutegeruch. Zu komisch!“

Dann stiegen beide wieder ein, schmissen die Coupétür zu, stellten sich wieder ans Fenster, salutierten vor dem leichenblauen Herrn Starosten, und der Allerhöchste Zug setzte sich unter Würgergedröhn und fürchtbarem Geächze der ärmeren Bevölkerung von Schwerrypin wieder in Bewegung. Wivat! Wivat!

Aus einem der letzten Waggons streckte uns noch einer der allerhöchsten Köche in weißer Uniform die Zunge heraus, ein anderer goß auf den feierlichen Perron das Hohe Spülwasser aus und bespritzte unversehens die Deputation der Gutsbesitzer aus der Umgegend und die Familie des Bürgermeisters.

Das war ein heiliger Tag für Schwerrypin, meine Herrschaften, ein heiliger Tag, obgleich im Grunde genommen nicht alles ganz nach Wunsch gelang.

Die Hockerbestattung.

Wenn der Mensch tot ist, liegt er ausgestreckt gleich dem Schlafenden. Wir können uns das kaum anders vorstellen. Auch wenn er eingesargt ist und in die Gruft gelassen oder in den Verbrennungsofen geschoben wird, liegt er so da. Aber diese scheinbar selbstverständliche Stellung des Bestatteten ist dennoch, für die gesamte Menschheit betrachtet, eine Ausnahme. Von der frühen Steinzeit bis in die jüngste Bronzeperiode hinein war auch in Europa und in den Mittelmeerländern eine ganz andere Stellung des Toten bei der Bestattung üblich, nämlich die hockende, und eben diese ist auch bei vielen der heutigen Naturvölker noch immer die Regel.

Die Hockerleichen sind stets in zusammengekrüppelter Form, mit aufgezogenen Armen und an die Brust gelegten Armen, bald liegend, bald sitzend begraben und haben die Aufmerksamkeit der Prähistoriker von jeher erregt. Neuerdings hat sich besonders Andree mit Untersuchungen über diesen Brauch beschäftigt und seine Ansichten darüber auf dem 88. Anthropologenkongress entwickelt.

Was die heutige Verbreitung betrifft, so wird die Hockerbestattung nach Andree in ganz Amerika bei den Naturvölkern geübt, selbstverständlich ohne Beeinflussung von der alten Welt aus. Doch ist sie nicht die ausschließliche Begräbnisart, indem oft sogar bei dem gleichen Volke auch andere Methoden vorkommen. Sie begegnet uns bei den Aleuten, den Eskimos des Westens und bei den Grönländern bis zur Einführung des Christentums. Wir kennen sie aus Kanada, bei den Nordwestindianern und bis nach Argentinien und Peru hinab, wo das bekannteste Beispiel die natürlich mumifizierten Hocker sind, und wo sich in den Urnenhöckern noch eine besondere Art hinzugesellt, die als Kennzeichen der Guarani-Tupi-Völker gilt.

Für Europa ist der vorgeschichtliche Brauch allenthalben nachgewiesen, mit abnehmender Beliebtheit, aber doch für einen Zeitraum, dessen Länge nach vielen Jahrtausenden zu messen ist. Einige Forscher glaubten ein besonderes „Hockervolk“ annehmen zu müssen, das einst über die Mittelmeerländer verbreitet war und nach Europa einwanderte. Doch ist diese Annahme gegenüber der universellen Ausdehnung des Brauches unnötig.

In Afrika ist nur der Norden und Nordwesten frei. Ägypten kannte die Hockerbestattung in der Steinzeit; in den Äquatorialgebieten und im Süden ist sie noch heute, neben anderen Begräbnisarten, viel geübt.

In Asien erklärt sich die heutige Beschränkung auf Indien und die ostasiatische Inselwelt zunächst aus religiösen Gründen. In den Gebieten, wo heute der Islam herrscht, mag sie indessen früher vorgekommen sein; der Buddhismus läßt sie heute noch teilweise zu. Vorderindien kennt Hockerbestattung sporadisch und besah den Brauch schon in frühesten Zeiten, wie die ausgegrabenen Hockerurnen (ähnlich den südamerikanischen) beweisen. Auf den Andamanen ist die Art ausschließlich üblich, dann vereinzelt bei heidnischen Malaien, nach Norden bis zu den Philippinen und endlich bei den Buddhisten Japans, doch hier nur bei den ärmeren Klassen aus Sparsamkeitsrücksichten.

In Australien ist sie allenthalben; sie war auch bei den ausgestorbenen Tasmaniern verbreitet. Auf der ozeanischen Inselwelt fand sie überall, neben anderen Begräbnisarten, bei Polynesiern wie Melanesiern statt.

Sobald über die Verbreitung. Man sieht schon, die Sache tritt gesetzmäßig auf und muß unbedingt einen einheitlichen Grund haben, den wir in der Vorstellungswelt der Naturvölker zu suchen haben. Die Sitte wird natürlich nicht in starrer Gleichmäßigkeit geübt; doch ist die Hauptsache, die Reduzierung der Leiche auf den denkbar geringsten Raum, überall die gleiche. Neben der liegenden und sitzenden Form kommen auch Halbhocker vor; die Orientierung

Im Grabe ist meist willkürlich; verschiedene Formen sind manchmal beieinander bestattet, und die Zusammenballung ist ungemein mannigfaltig.

Den Eintritt der Leichenstarre scheint man nicht immer abzuwarten. Man hat Beispiele, wo schon der Sterbende in Hoderstellung gebracht und mit seiner Verjchnürung und Fesselung begonnen wird. Letztere erscheint als das wichtigste Erfordernis der ganzen Zeremonie.

Nun die Urjache! Broca, Virchow, Fritsch und andere haben die Sache folgendermaßen erklärt: Ein Hoder könne in einem kleineren Grabe leichter untergebracht werden als eine ausgestreckte Leiche. Es handle sich also um Raum- und vor allem um Rührerparnis. Indessen, die Redensarten von der Trägheit der Naturvölker sind oft nicht weit her. So auch hier. Die feste Verjchnürung eines Hoders macht allein mehr Arbeit als das ganze Begräbnis in gerader Lage. Ferner hat man gesagt: Die Naturvölker sitzen und schlafen in Hoderstellung, daher sei ihnen diese Bestattungsmode ganz selbstverständlich. Richtig ist, daß Völker, die weder Tisch noch Stuhl kennen, auch nicht durch Hosen und Schuhe belästigt sind, von ihren Beinen einen ganz anderen, natürlicheren Gebrauch machen als wir. Sie hocken beständig, entweder auf dem Gefäß oder auf den Fersen. Doch hat Andree aus den Aussagen der heute Lebenden, hier in Betracht kommenden Völker nichts ermitteln können, was diese Auffassung rechtfertigte.

Am weitesten verbreitet ist die sinnige Deutung, der bestattete Hoder habe deshalb diese Stellung erhalten, weil er die Lage des Embryo im Mutterleibe vorstelle. Zurückgekehrt in den Schoß der Allmutter Erde reife er dort in dieser Form einer Wiebergeburt entgegen. Phantastische Erklärungen finden immer besonderen Beifall; aber keine Angabe aus der Psychologie der Primitiven vermag diese Erklärung zu begründen. Alt genug ist sie; schon vor 200 Jahren hat Peter Kolben einen Vergleich zwischen den Hodern der Hottentotten und der Lage des Embryo angestellt. Man mühte annehmen, daß der Mensch der Steinzeit nach Vollziehung des ersten Kaiserschnitts (den er kannte!) auf diese fast melodramatische Analogie gekommen sei. Doch bei den Naturvölkern ist leider keine Spur von solchem Zusammenhang zu finden. Der Hoder, der ja ungestört der Wiebergeburt entgegenreisen soll, wird oft genug aus seiner Ruhe herausgerissen, zerstört und nur der Schädel aufbewahrt. Oft bricht man ihm auch gleich anfangs die Knochen, um ihn nur ja recht fest zusammenschürren zu können. Endlich gönnt man ihnen nicht einmal regelmäßig den Schoß der Erde, sondern setzt sie direkt an die Luft, auf Gerüste, Säulen, Pergeshöhen.

Was ist nun der wahre Grund? Wenn wir, nach Andree, allein berücksichtigen, was die heute Lebenden als Motiv ihres Handelns übereinstimmend angeben, so wird der Tote deshalb möglichst stark gefesselt, um seine schädliche Wiederkehr aus dem Grabe zu verhindern. Dieser Aberglaube ist ein beständiges Kapitel des Animismus und kann psychologisch kaum überraschen; der Verstorbene lebt ja mit seinen guten und bösen Einflüssen im Gedächtnis und in der ganzen Vorstellungswelt der Hinterbliebenen weiter. Auch auf europäischem Boden herrscht allenthalben noch die Vorstellung, der Tote könne körperlich zurückkehren, zumal als rächendes Gespenst. Diese Furcht veranlaßt auch die Naturvölker, mit entsprechender Vorsicht zu Werke zu gehen. Die Leiche wird berart gefesselt und zusammengepackt, daß sie sich unmöglich noch rühren kann. Sicher ist sicher. Man stampft die Erde fest, beschwert sie mit Steinen und sucht vor allem durch Totenklagen und Selbstverhimmelungen die trauernde Diebe dem Geist des Hingeshiedenen recht deutlich zu machen. Ueber diese Auffassung der Naturvölker besteht kein Zweifel. In Südamerika begräbt man sogar die Hodern mit dem Dedel nach unten, um das Entweichen zu erschweren. Man schnürt auch Daumen und große Zehe aneinander, oder vernäht alle Körperöffnungen, daß der Geist nicht entweichen könne. Und so reichlich die Grabbeigaben zu sein pflegen, die gefährlichen Waffen werden den Hodern gewöhnlich nicht mitgegeben. Dr. A. K.

Kleines feuilleton.

Technisches.

Drachtlose Telephonie. Während die drachtlose Telephonie bereits eine ausgebreitete praktische Verwendung zu Wasser und zu Lande findet, ist die drachtlose Telephonie noch nicht aus dem Versuchsstadium getreten. Allerdings kann man bereits mehrere gelungene Versuche, die menschliche Stimme auf größere Entfernungen ohne fortlaufende Drachtleitungen zu übertragen, verzeichnen. Eine ganze Reihe von Erfindern und — was heute in den Tagen der Großindustrie und des Kapitalismus für die Realisierung einer Idee leider noch wichtiger ist — bedeutende große, industrielle Unternehmungen wie die Telefunken-Gesellschaft in Berlin und die de Forest Compagnie in Amerika beschäftigen sich mit diesem Problem des drachtlosen Fernsprechens. Die besten Erfolge sind wohl von dem Italiener Majorana und von der dänischen Poulsen-Gesellschaft erzielt. Nach dem System von Majorana fanden Versuche zwischen Rom und Sardinien über eine Entfernung von 280 Kilometer statt. Die übermittelten Worte kamen so

kräftig an, daß sie noch in einiger Entfernung vom Empfänger deutlich verstanden werden konnten. Noch überraschender sind die Erfolge, die mit der drachtlosen Telephonie nach dem Poulsen-System erzielt wurden. Unter anderem gelang es, eine deutliche Verständigung zwischen der Poulsen-Station Lyngby in Dänemark und einer Versuchstation in Weiskensee bei Berlin auf eine Entfernung von 370 Kilometer herzustellen. Diese Erfolge waren nur durch Verwendung des Lichtbogengenerators von Poulsen zur Erzeugung sogenannter ungedämpfter elektrischer Schwingungen möglich. Die Priorität dieser Erfindung wird übrigens Poulsen von dem Berliner Ruhmer mit gewissem Recht streitig gemacht. Die drachtlose Telephonie beruht darauf, daß elektrische Schwingungen in die Luft durch einen Leuchtbogen geschickt werden. Diese Schwingungen werden durch Hineinsprechen in ein Telephon in bestimmter Weise beeinflusst. An der Empfangsstation werden die Schwingungen nach einer der von der drachtlosen Telegraphie her bekannten Methoden von einem Empfangsdracht aufgefangen. Die durch das Telephon an der Sendestelle hervorgerufenen Veränderungen der Schwingungen werden an der Empfangsstelle wieder durch ein Telephon in Töne umgesetzt. Die Schwierigkeit besteht vor allem darin, möglichst schnelle Schwingungen der Elektrizität und vor allem solche, die anfangs sehr stark sind und dann rasch schwächer werden, sogenannte „ungedämpfte“ Schwingungen zu erzeugen. Diese Schwierigkeit ist durch den Lichtbogengenerator, der nicht nur von Poulsen, sondern auch von der Telefunken-Gesellschaft und anderen benutzt wird, überwunden. Bei diesem Generator werden die Schwingungen durch einen elektrischen Lichtbogen erzeugt, ähnlich dem der Bogenlampen, der unter bestimmten Verhältnissen (Kühlung der Elektroden, Brennen in einer Wasserstoffatmosphäre und in einem magnetischen Feld) betrieben wird. Die zweite Schwierigkeit besteht noch darin, daß das Telephonieren ohne Draht im Gegensatz zu dem mit Draht bedeutende Energie mengen erfordert. Die bisher konstruierten Mikrophone beziehungsweise Telefone sind nun für diese Energiemengen zu schwach und verbrennen sogar. Majorana hat daher ein „hydraulisches“ Mikrophon konstruiert, andere, wie z. B. de Forest bei seinen Versuchen vom Eiselturm aus, verwenden mehrere Mikrophone gleichzeitig — eine befriedigende Lösung hat jedoch diese Frage bis jetzt noch nicht gefunden. Ein großes Interesse haben natürlich die Militärverwaltungen der verschiedenen Länder für die drachtlose Telephonie. So sollen zum Beispiel auf einer Anzahl amerikanischer Kriegsschiffe solche Stationen nach einem amerikanischen System nach de Forest installiert sein und von der Berliner Lorenz A.-G. werden nach dem Poulsen-System fahrbare Militärstationen gebaut. An eine Verdrängung der Telephonie mit Draht durch die ohne Draht ist wohl weder in absehbarer noch in unabsehbarer Zeit zu denken. Das drachtlose Fernsprechen wird aber bald eine willkommene Ergänzung der drachtlosen Telegraphie werden und die Uebertragung des gesprochenen Wortes wird oft in erster Linie für Schiffe auf hoher See angenehm und vielleicht auch nützlich sein. Stb.

Sonnenenergie. Fast alljährlich tauchen zur Zeit der großen Sonnenhitze Pläne auf, die in der Sonnenwärme ausgeschöpfte Energie in irgendeiner Form den Menschen direkt dienstbar zu machen. So wird z. B. jetzt in Fachzeitschriften berichtet, daß zwei Amerikaner, Ditch und Cove, Sonnenstrahlen direkt zur Erzeugung elektrischer Energie verwenden wollen. Sie lassen die Sonnenstrahlen auf die Oberfläche von Metallblöden aus bestimmten Legierungen fallen, während der Fuß dieser Blöde in Zement eingebettet ist und kühl bleibt. Durch die Temperaturdifferenz zwischen dem durch die Sonnenstrahlen erhitzten Teil der Legierung und dem kühlen Teil soll nach den bekannten Gesetzen der Thermo-Elektrizität ein elektrischer Strom entstehen, der zum Laden von Akkumulatoren-Batterien benutzt wird. Diese Batterien, in denen der Strom aufgespeichert wird, können dann Elektrizität zu Beleuchtungs- und anderen Zwecken zu einer beliebigen Zeit abgeben. Nach den Angaben der Erfinder kann auf einer Fläche von 5 (zirka 1 1/2 Meter) Fuß im Quadrat an einem klaren sonnigen Tage so viel Elektrizität aufgespeichert werden, daß fünf 16kerzige Glühlampen vier bis fünf Stunden brennen können. Nachgeprüft wurden diese Angaben bis jetzt nicht, und es ist leicht möglich, daß es mit der praktischen Durchführung des Problems, dessen Lösung theoretisch vollkommen wahrscheinlich erscheint, noch nicht weit her ist.

Der Gedanke, die Sonnenwärme in mechanische Arbeit umzuwandeln, ist übrigens uralte. Schon die Pöphiler des klassischen Altertums, Archimedes, Cullid und Hero, waren von der Nichtigkeit dieses Gedankens überzeugt. Nach neueren physikalischen Untersuchungen könnte die auf einen Quadratmeter der Erdoberfläche entfallende Sonnenwärme in ungefähr eine Pferdekraft mechanischer Arbeit umgesetzt werden. Praktisch kann jedoch dieser Wert nie erreicht werden, so daß diese „Sonnenmotoren“ nur theoretisches Interesse verdienen. M o u c h o t ließ z. B. Sonnenstrahlen auf einen Dampfkessel von bestimmter Konstruktion auffallen und brachte so Wasser zum Verdampfen. Mit dem Dampf konnte er dann eine kleine Dampfmaschine betreiben. Allerdings betrug die erreichte Leistung bei einer Oberfläche von fast 4 Quadratmeter nur 1/5 Pferdekraft, also nur 8 Proz. des oben angegebenen theoretischen Wertes. Man wird wohl bis auf weiteres auf die direkte Ausnutzung der Sonnenenergie verzichten müssen und sich dankbar der in den Kohlen aufgespeicherten auch der Sonne zu verdankenden Energie bedienen müssen. Stb.